

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

289 (12.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterkalkulation und Wille



Der Schupo

Von Max Dutke

Immer hatte er zu ihnen gehört: zu denen, die erwerbslos die Straßen bevölkerten, die die roten Fahnen demonstrieren, turnen, singen und Feste feierten. Aus ihren Reihen war Karl Th., der Schupo, gekommen. Seine vorzüglichen Leistungen als Sportler, sein aufgeweckter Sinn für alles um ihn herum hatten ihn aus der Masse herausgerissen und in die Schupo-Laternen gesetzt.

Karl Th. war ein guter Schupo geworden. Er fühlte sich trotz zeitweiser überlegener Drills als Mensch, fühlte sich auf zwölf Jahre verlor, und da er im Polizeiportalein als Kanone galt, genoss er manchen Vorzug. Niemand ward daher gegen ihn ausfällig oder wagte gar, ihn zu demütigen, wenn er in der Unterwelt unverschämte seine Sympathie für die Menschen äußerte, die seinen Kameraden mehr Arbeit machten, als es in einer Mittelstadt Diebstahl und Verbrechen tun — für die Arbeitslosen. Bitter mochte er sein, wenn er allein oder als Angehöriger des Leberfallkommandos vor die Strafen und die „Zerstreuung“ mußte. Die meisten seiner Kameraden waren „Söhne achtbarer Eltern“, überzählige Jungen von Bauernhöfen, die über die Landwirtschaftskammer in die Schupo gelangt waren und sich heute als notwendige Ordnungshüter gegen das städtische Proletariat fühlten. In seinem Zuge war er, Karl Th., als einziger einmal selber arbeitslos gewesen und monatelang jeden zweiten Tag zum Stempelamt gepöbert. Er wußte: die da hungerten und frieren in Gruppen beieinanderstanden und ihre Lage distuzierten, die hatten ein Recht auf die Straße, die waren berechtigt, gegen Notverordnungen und Gummihüpfel zu protestieren; ja, die einzige Verwarnung, die er im Dienst erhielt, erfolgte, weil er radikalen Erwerbslosen das schändliche Recht auf die Plünderung von Lebensmittelgeschäften zugesprochen hatte. Oberleutnant Hengst, der Bereitschaftsführer, mußte, als Karl Th. diese Ansicht in einer Instruktionstunde kundtat, ihn vorziehen lassen und verwarnen. Hengst war als Menschenfreund bekannt. Er hatte damals mit Karl Th. noch eine Unterredung, in der er ihn in seiner sympathischen Art einbringlich vor ähnlichen Äußerungen warnte, denn in der Instruktionstunde bei jedem anderen Offizier würde ihm solche Auffassung glatt „das Genick gebrochen“ haben.

In einem Novembermittag wurde das Leberfallkommando wieder einmal alarmiert. „Die Er-

werbslosen radikalieren!“ hieß es. Im Schnellwagen ging es nach dem Rathausplatz. Dort hatten sich Hunderte von Menschen angemeldet und riefen im Sprechchor ihre Forderungen gegen das Gebäude, nach den Fenstern des Magistrats hinauf. Eine Kommission wollte zum Bürgermeister vorgehen, doch die Rathauswache verwehrte ihr den Zutritt zum Gebäude.

Doch die Uniformierten mit Jochen und Zurrufen empfangen wurden, war verständlich. Die Welle der Erregung schloß an, da die Beamten Befehl erhielten, den Gummihüpfel klarzumachen. Die Polizei drängte die Demonstration ab. Schwer genug war das. Hatte man es hier geschafft, so waren sie dort wieder an das Rathaus herangelommen.

Schupo Karl Th. stand in der Höhe, wo die Kommission der Erwerbslosen immer wieder durch die Abfertigung ins Stadthaus zu kommen trachtete. Die Lage übersehend, wagte er es, den Oberleutnant Hengst zu fragen, ob man nicht doch die Kommission zum Bürgermeister vorlassen sollte. Der Vorgesetzte war einen Augenblick verblüfft, gab dem Manne dann jedoch den Befehl, erst den Bürgermeister um sein Einverständnis zu befragen.

Was tat unser Schupo wohl lieber, als die Stufen des Rathauses hinaufzulaufen und sich beim Stadtoberhaupt „in dienstlicher Angelegenheit“ melden zu lassen. Der Bürgermeister, sonst diltinquierter und unerfahren, gleich angeht, des Väkms auf der Straße einem Häuflein Glend. Der Beamte stellte seine Frage. Der Bürgermeister winkte ab. Die sollen machen, daß sie fortkommen. Wir können nicht mehr leisten als wir ohnehin schon tun! Das verstand Karl Th. nicht. Das Unausgesprochene trat ein. Er ließ sich hinreißen, dem Bürgermeister dröhnend bittend zu sagen: „So empfangen Sie doch! Die Leute haben ein Recht darauf!“

„Herr, was erlauben Sie sich? Wer sind Sie?“ „Oberleutnant Karl Th., Bereitschaft des Oberleutnants Hengst.“

Was folgte, ward eine Tragödie, die nichts mehr mit der Erwerbslosendemonstration jenes Novembertages zu tun zu haben schien. Disziplinverstoß, Aburteilung durch ein Dienst-



gericht. Das Urteil lautete auf sofortige Entlassung aus dem Polizeidienst. Gründe: Nichtausführung eines Befehls, grobe Anmaßung und Auffälligkeit.

Drei Wochen vor dem Weihnachtsfest war Karl Th. wieder in den Reihen derer, die ihn zuvor noch als „Gummihüpfeltrabant“ gelächert hatten, in den Reihen der Erwerbslosen.

Die deutsche Polarstation 1932-33

An den bedeutungsvollen Forschungen im internationalen Polarjahr beteiligten sich auch deutsche Wissenschaftler. Nach schwierigen Bemühungen und Abarbeiten ist es dem „Archiv für Polarforschung“ in Kiel in Verbindung mit dem „Ausgang für die Errichtung und Unterhaltung einer deutschen Polarstation“ gelungen, eine Expedition für die Dauer des Polarjahres auszurufen. Dr. Max Grote wahl, der Leiter des „Archivs für Polarforschung“, ist am 9. Oktober von Kopenhagen aus nach dem Südpol von Grönland gegangen und richtet dort eine Beobachtungsstation für erdmagnetische und meteorologische Untersuchungen ein.

Die ältesten russischen Historiker

Die russische Geschichtsschreibung hat schon sehr früh angefangen. Der erste russische Geschichtsschreiber war der im Jahre 1066 geborene Nestor, der eine „Russische Chronik“ herausgab, die dann von anderen Autoren fortgesetzt wurde. Im 11. Jahrhundert gab auch Wasilij weitere Annalen mit besonderer Berücksichtigung Südrusslands heraus. Später entstanden Geschichtsbücher wurden bis ins 16. Jahrhundert hinein ebenfalls unter dem Namen der „Rustorischen Chronik“ veröffentlicht und setzen meist diese alte Chronik fort. Vorwiegend waren es — wie auch in anderen Ländern — Mönche, die sie verfassten.

Die verheiratete Witwe

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knorr Nachl., Verlag, Berlin.

(47. Fortsetzung.)
„Ich kann nicht leugnen, daß uns das alles nicht sehr angenehm wäre“, sagte er. „Und eben deshalb wären wir bereit, Ihnen entgegenzukommen, wenn die Sache ohne Gericht vor sich gehen kann. Sagen wir fünfzig Pfund?“

Salomon Rudolfstein hatte es zu seiner jetzigen Position gebracht, weil er das Talent hatte, ohne eine Miene zu verziehen, jemand fünfzig Pfund für etwas anzubieten, für das er schon fünftausend zu zahlen bereit gewesen war. Aber er ahnte nicht, daß Harold von den fünftausend Pfund wußte, die er Wright für Harold's Person versprochen hatte. Harold wandte den Blick von Rudolfstein ab; er mußte nachdenken, und so konnte er nicht nachdenken. Eine halbe Sekunde lang streifte sein Blick das Gesicht des jungen Rudolfstein. Dieser prächtige junge Mann verfügte nicht über dieselbe Selbstbeherrschung wie sein Vater. Daß Salomon Rudolfstein bei Gelegenheit auch fünfzig Pfund für etwas anbot, das den Wert eines Königreichs hatte, amüsierte Kurt ungemein. Sein Gesicht zuckte eben in dem Augenblick, als Harold es mit dem Blick streifte; es war wirklich nur ein Zucken — aber Harold hatte es bemerkt und schäumte vor Wut. Harold ließ sich eher erschlagen als zum Narren halten. Und mit einem Mal war seine Antwort fertig. Er fuhr von seinem Stuhl in die Höhe.

„Zahlen bitte!“ rief er der Kellnerin zu. Und dann bot sich den Teufelsgästen das

gewiß seltene Schauspiel, daß ein unscheinbarer junger Mann zum Lokal hinausschritt, während ein Multimillionär sich an seinen Ellbogen hing und ihn anbettelte, doch noch zu bleiben. Aber Harold war zu zornig; die angehäuften Unannehmlichkeiten der letzten Woche hatten das ihrige getan. Er legte Rechnung und Geld auf die Kasse und stieß die Glastür vor sich auf.

Der alte Rudolfstein wollte ihm folgen; er war bereit, jetzt fünfzigtausend Pfund anzubieten; er war bereit, Drohungen auszusprechen, die er in seiner Wut sicherlich auch ausgeführt hätte, aber er kam nicht dazu. Die aufgeregte Kellnerin erwischte ihn beim Kermel.

„Entschuldigen Sie, bitte, aber Sie haben noch nicht gezahlt“, sagte die Kellnerin. Rudolfstein stampfte in ohnmächtiger Wut. Seine Hände gestikulierten. Kurt rettete die Situation, indem er eine Zehnschillingnote hervorzog und sie der Kellnerin in die Hand drückte. Dann kamen sie endlich beide auf die Straße, aber es war zu spät. Harold's Bank lag nur fünfzig Meter entfernt und Harold war schon darin verschwunden.

Auf dem leeren Tischchen in dem Teesalon standen ein paar Teller mit einem halben Cambridge-Würstchen, zwei völlig unberührten und einen zur Hälfte verspeisten Fleischpudding, und vier Portionen gerösteter Kartoffeln. Ein Stilleben, dem man recht gut den Namen „Das verlorene Vermögen“ hätte geben können.

Siebzehntes Kapitel

Mittwoch.

Harold war wieder zurück in der Bank, seine Wut hatte noch keineswegs nachgelassen. Ihn ekelte alles an, was mit König Raphael

oder den europäischen Finanzen zusammenhing, zum Erbreechen. Er hatte es satt, und sein Plan war gereift, wie er alle Verantwortung von sich wälzen und sich so unbescholten als nur möglich aus der Affäre ziehen konnte. Die Heilung seines blauen Auges schien ihm von tiefer symbolischer Bedeutung. Er war fest entschlossen, sich die ganze Geschichte vom Hals zu schaffen.

So allererst mußte er wieder einmal Whittakers Almanach zu Rate ziehen, ganz abgesehen von den übrigen Nachschlagewerken, die er letzte Woche auf seinem Schreibtisch aufgehäuft hatte, um sich ein wenig über König Raphael und Klein-Avarien zu unterrichten. Aus der Ministerliste erlah er, daß der gegenwärtige englische Minister des Äußeren ein Marquis von Cairn-Gorm sei. Weitere Studien ergaben, daß dieser Herr eigentlich Seine Excellenz der Marquis von Cairn-Gorm, K. T., G. C. B., G. C. B. D. usw. sei, und es wurde auch die Tatsache betont, daß es äußerst unschicklich, wenn auch gebräuchlich sei, so einen Herrn brieflich als „Exzellenz“ anzusprechen, man müsse schreiben: „Mein Lord Marquis!“

Harold nahm einen Bogen Bankbriefpapier, schrieb das Datum und begann: An Seine Excellenz den Marquis von Cairn-Gorm, K. T., G. C. B., G. C. B. D., 243, Carlton House Terrace, W. 1. Mein Lord Marquis — („Mein Lord Marquis?“ fragte Harold sich selbst. Das klang so gepreizt, so übertrieben. Aber schließlich dachte Harold, daß der Marquis, wenn er schon einmal ein Marquis war, es sicher furchtbar übernehmen würde, wenn man ihn in einem Briefe nicht mit allen Würden ansprach. Es war also doch das richtige.)

Skandal auf der Akropolis

Die ehrwürdigen marmornen Jungfrauen des Karpatidentempels auf der Akropolis in Athen haben vermutlich seit Jahrtausenden nicht mehr das Vergnügen gehabt, zu ihren Füßen die nackten Leiber schöner Menschen bewundern zu können. In diesen Tagen aber...

Und das kam so: Ueber Mittag pflegen die Tore der Akropolis geschlossen zu werden. Wer sollte auch bei der Hitze das Bedürfnis haben, archäologische Studien zu betreiben! Um diese Zeit liegt also das Heiligtum antiker Schönheit verlassen und verperert. Nur ein Wächter macht die Runde, denn auch an dieser ehrwürdigen Stätte darf man der Ehrlichkeit grundsätzlich nicht trauen.

Wer aber beschreibe des Wächters Erläutern, als er vor dem Tempelchen, das als Hintergrund das beliebteste Motiv für alle Aufnahmen photobewaffneter Reisender ist, ein Paar erwiderte, ohne jede Beteiligung, von einem verzwickelten Boden anzuheben ganz zu schweigen. In den verschiedensten Stellungen knipste man sich gegenseitig; vielleicht war auch ein Selbstauslöser vorhanden, und dann wurden die Aufnahmen noch interessanter. Der Wächter, zweifelsohne ein heftiger Gegner des Kulturproletismus, eilte herbei, beschlagnahmte den Apparat, rief die Polizei und das Paar wurde festgenommen.

Es waren aber gar keine Bolschewisten. O nein, und das erst macht die kleine Geschichte amüsiert. Es waren die aus dem französischen Hochadel stammende Prinzessin Marguerite de Broglie und ein Graf Bariane aus Mexiko. Die Prinzessin war echt; der Graf freilich war falsch. Dafür war aber die Fürstin 52 Jahre alt und der Pseudograf zum Ausgleich erst zwanzig. Und waren die Karpatiden nicht schon aus Marmor, diesmal wären sie sicher zu Stein erstarrt. R. G. H.

Der sprachkundige Polizist

Es gibt heute überall in den Großstädten Schupos mit fremdprolischen Kenntnissen. Eine Engländerin will in Leipzig den Straßendamm überqueren, als sich gerade eine Brigade von Autos in Bewegung setzt.

„Wahnsinn!“ sagt ein Schupo.
„Good morning“, sagt die Engländerin, die das für einen Gruß gehalten hat.
Das hört ein Student. Der fragt den Schupo: „Don't you speak English, Sir? You see, this lady is English.“

Da erwidert der Schupo: „Da misste immer gradeaus gehen, und an der Benderschraube, da biegeste rechts ein; da gönnen Sie's garnicht verstehen.“

Er wahrt den Schein

Onkel Erich ist ein fürchterlicher Geizhals. Neulich ging er mit Papa ins Restaurant. Papa wollte die zwei Glas Bier bezahlen, aber Onkel Erich hielt ihn zurück: „Nein, alles was recht ist, das darfst du nicht bezahlen. Seit sieben Wochen bin ich bei euch zu Besuch, und da habt alles für mich bezahlt, Straßenbahn, Theater und Schuhreparaturen. Da kann ich es nicht dulden, daß du auch dieses Bier noch zahlst.“

„Na, dann zahle du es“, sagte Papa.
„Nein, so war das von mir nicht gemeint. Aber wir wollen die Sache ausnobeln.“

Mein Lord Marquis, ich lege hiermit mehrere Briefe des Königs von Klein-Avarien bei, die durch Zufall in meine Hände gelangten. Alle möglichen Umstände weisen darauf hin, daß selbige von größter Wichtigkeit sein dürften, machte man doch sogar verschiedene Versuche, sie mir zu entreißen. Einige dieser Versuche arteten in Anwendung körperlicher Gewalt gegen meine Person aus, und man bot mir auch große Summen, wenn ich sie ausliefern wollte.

Da diesen Briefen solche Wichtigkeit beigelegt wird, und da ich völlig im Zweifel bin, wer eigentlich der rechtmäßige Besitzer sein könnte, fühle ich mich verpflichtet, sie Eurer Lordchaft zu überantworten, damit Eure Lordchaft nach eigenem Ermessen so über sie verfügen mögen, wie es im besten Einklang mit Eurer Lordchaft auswärtiger Politik steht.

Ich bitte Eure Lordchaft vielmals um Entschuldigung, daß ich die Verantwortung auf Sie abwälze, aber die Angelegenheit geht leider über meine Kräfte. Auch möchte ich Eure Lordchaft noch um eine andere Gunst ersuchen, wenn es Eurer Lordchaft irgendwie möglich ist — ich wäre Eurer Lordchaft sehr verbunden, wenn Eure Lordchaft bei Gelegenheit bezeugen wollten, daß es wirklich triftige Gründe waren, die mich in den letzten Tagen von meiner Arbeit in der Bank abhielten, falls meine Vorgesetzten mit mir unzufrieden sein sollten, und wenn Eure Lordchaft, was ganz sicher möglich sein dürfte, die Leute, die mich verfolgten, davon verständigen wollten, daß die Briefe nicht länger in meinem Besitz sind, und daß es gar keinen Sinn hat, mir weiter nachzuspüren.

(Fortsetzung folgt.)